

REDE DES PREISTRÄGERS PETER RÜHMKORF

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
also einfach mal als Werkstück betrachtet, ich meine von ihrem kunstgetischlerten Versbau und ihrer fachwerkartigen Gliederung her, ist die erste Strophe natürlich die beste. Sie beginnt mit einer bei nationalen oder regionalen Gemeinschaftsgesängen nicht ungewöhnlichen Doppeladresse als „*Deutschland, Deutschland über alles,*“ was sich mittels einer reduplizierenden Winkelhakenkonstruktion („*über alles in der Welt*“) noch einmal niet- und nagelfest mit der ersten Zeile verklammert. Und so fügt und verfügt es sich weiter mit allen Binde- und Befestigungsmitteln, die der poetische Setzkasten hergibt (Stab-, End- und Binnenreim nebst ein paar auch nicht ungeschickt platzierten Assonanzen: „*Von der Etsch bis an den Belt*“), um sich am Ende durch die Wiederholung der Anfangszeile zu einer eindrucksvoll altdeutschen Vierkantkommode zu vervollständigen. Egal, was man gerade der Eingangsstrophe von Hoffmanns bekanntestem Lied an unheilvoller Nachwirkung ankreiden kann, als sauber verschränktes Versgebilde ist es eigentlich ganz ansehnlich, zumal es uns seine Anmahnung genossenschaftlichen Zusammenhaltens beinahe körperlich, d. h. als im poetischen Sinnbild vorexerziert. Das von seinem Verfasser so benannte „Lied der Deutschen“ ist im August des Jahres 1841 auf der Insel Helgoland entstanden, die seinerzeit noch zur Britischen Krone gehörte, und da müssen wir uns die Situation nun etwa folgendermaßen vorstellen. Die deutschen Länder öfter als die Schuhe wechselnd - um eine Verszeile Brechts zu variieren - hatte sich Hoffmann auf unverfänglichem Boden mit politischen Gesinnungsfreunden getroffen, und als er anschließend noch ein paar Tage auf der Insel weilte, eröffnete sich ihm das jenseits des Meeres grad noch erahnbare Vaterland auf einmal aus der poetischen Weitwinkelperspektive. Daß das wassergesäumte Wunschbild nicht ohne literarische Vorlage ist, gehört hier allerdings zum historischen Kontext. „*Von der Elbe unz an den Rîn / und her wider unz an Ungerlant*“, so hatte schon einmal ein altdeutscher Kollege und Sprachpatriot seine weit ausgezogene Gesangsarena umrissen, der von der Germanistik grade wieder neu entdeckte Walther von der Vogelweide, und wie die Alten sangen, so zwitscherten seit Ludwig Uhlands Waltherbuch von 1822 nun besonders altertumselig die Jungen.

Was uns heute vermessen erscheint, die raumgreifende Überdehnung vaterländischer Wunschvorstellungen, hielt sich seinerzeit allerdings noch in Grenzen. In den Grenzen des „Deutschen Bundes“, der auf dem Wiener Kongress von 1815 unter Metternichs Federführung ausgehandelt worden war und worunter wir uns am ehesten eine Kartellabsprache von eigensüchtig auf ihren Partikularinteressen beharrenden Landesfürsten vorzustellen haben. Auch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 ließen einen einheitlichen politischen Willen allenfalls in den gemeinsam verfügbaren Überwachungs- und Zensurbestimmungen erkennen, die die Ausbreitung nationalstaatlicher Ideen mit koordinierten Zwangsmaßnahmen zu verhindern suchten. Also aufs Ganze gesehen schon eine ziemlich martialische Epoche und von uns, die wir heute fraglos die Früchte opferreicher Verfassungskämpfe genießen, mit geschärftem Augenmaß zu betrachten. Ich will damit nur sagen, daß selbst ein „*Deutschland, Deutschland über alles*“ seinen eigenen, innerdeutschen Stachel besaß und die Beschwörung von Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und Brüderlichkeit auch als basisdemokratische Kampfpapare gelesen werden konnte.

Daß das Lied einmal zur offiziellen deutschen Nationalhymne aufrücken würde, war vom Dichter weder vorauszusehen, noch gibt es als ganzes den Stoff dafür her. Schon die zweite Strophe gerät im Hinblick auf die von Walther entlehnten

Minnemotive ein bißchen ins Schunkeln und mit dem zeitüblichen Lobpreis von Wein, Weib und Gesang bereits deutlich in Kommersbuchnähe. Erst in der dritten fängt es sich dann wieder als ernstzunehmendes Zeitgedicht, wobei der Ernst die Bedrohlichkeit gleich mit einbezieht. Der aufreizende Dreiklang von „*Einigkeit und Recht und Freiheit*“ konnte in der Metternichära und zumal in den Jahren nach der französischen Julirevolution von 1830 nur als demagogischer Mißklang empfunden werden, ungeachtet der sichtlich von Mißgunst vergifteten Feder Heines, der bösbrillant wie gewohnt an den gemeinsamen Verleger Campe schrieb: „*Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben sind spottschlecht und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preußische Regierung ganz recht, darüber ungehalten zu sein.*“

Absolut aus der Luft gegriffen, meine freundlichen Damen und Herren, sind gewisse geschmackliche Irritationen trotzdem nicht. Auch wir, die wir uns nach durchaus noch erinnerlichen Jahren übelster mißbräuchlicher Benutzung (ich verweise Sie nur auf die stereotype Eingangsformel „*Wir singen unsere Lieder,*“ und dann folgte auf das Deutschland - in direktem Schulterschuß das Horst-Wessel-Lied), also selbst wir, die wir uns nach berechtigten Kopfbeschwerden nebst abgeschlossenem Bauchgrimmen wenigstens insoweit mit dem Hymnenrest abgefunden haben, als wir ihn als nationales Erbstück gelten lassen wollen, können leider nicht leugnen, daß es sich nur unbequem in den Mund fügt. Denken wir mal für einen Moment nicht gerade an Rita Süßmuth oder meinetwegen auch Johannes Rau. Aber andere, auch nicht weniger bekannte Chorsänger, haben doch so ihre eigenen Schwierigkeiten mit dem Wortlaut, und wer's nicht glauben will, möge nur einmal unsern Nationalligisten auf's Maul schauen, wenn ihnen beim Wettkampf der Gesänge sichtlich „*des Glückes Unterpfund*“ an den Zähnen klebenbleibt.

Weniger Beschwerden mit der Singbarkeit des Textes hatte offenbar Hoffmanns Verleger Campe, der den Dichter am 28. August auf der Insel besuchte, um ihm ein Vorexemplar des zweiten Teils seiner „Unpolitischen Lieder“ in die Hand zu drücken. Als der Poet ihn mit der jüngsten Eingebung seiner Muse bekanntgemacht und auch gleich deren weltlichen Wert - „Das kostet aber vier Louisd'or“ - beziffert hat, zählt ihm der vornehmlich gesinnungsästhetisch kalkulierende Verlagsmann die geforderte Summe anstandslos auf die Briefftasche. Tagebuchnotiz Hoffmanns: „*Wir beraten, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen. Campe schmunzelt: ‚Wenn es einschlägt, kann es ein Rheinlied werden.‘*“

Ein Rheinlied!?

Das war nun allerdings nach Geist und Geschmack der Zeit das höchste der Gefühle und „Der deutsche Rhein“ von Nikolaus Becker („*Sie sollen ihn nicht haben / Den freien deutschen Rhein. / Ob sie wie gierige Raben / Sich heiser danach schrein*“) ein Selbstläufer der besonderen Sorte.

Aber auch Hoffmanns „Unpolitische Lieder“ sind nach kaum einem Monat Laufzeit derart eingeschlagen, daß es einen Heine hätte neidisch machen können, wenn er's nicht schon gewesen wäre. Bei einem Verlagsbesuch in Campes Hamburger Officin erfährt der Verfasser, daß von 4000 gedruckten Exemplaren bereits 2911 verschickt worden sind, während sich von Heines Kampfschrift gegen Börne gerade 30 Stück haben absetzen lassen. Am 18. September ist dann bereits die gesamte Auflage vergriffen und am 5. Oktober dem „Lied der Deutschen“ eine Premiere beschieden, die Hoffmanns Neigung zur Selbstmystifikation bis an die Grenze des Größenwahns entgegengekommen sein muß. Noch einmal Rapidstenogramm aus Hoffmanns Autobiografie „Mein Leben“: „5. Oktober Abends 10^{1/2} Uhr wird Welckern, der zwei Tage vorher angekommen ist, ein Ständchen gebracht.“

Die Schöffersche Liedertafel und die Turner erscheinen und singen bei Fackelschein und mit Begleitung von Hornmusik „Deutschland, Deutschland über alles“.

Dann redet Dr. Will auf Welcker. „Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen. Seit der Anwesenheit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben. Es wird nun ein zweites Lied von mir gesungen: ‚Deutsche Worte hör ich wieder‘, komponiert von dem Vorsteher der Liedertafel, schön vorgetragen und von ergreifender Wirkung.“

Die Begeisterung sollte allerdings nicht folgenlos bleiben und die ergreifende Wirkung andere Formen annehmen, als die von Selbstergriffenheit nachvibrierenden Notizen Hoffmanns. Bereits am 31. Oktober werden die „Unpolitischen Lieder“ per Ministerialerlaß konfisziert und dem Campeschen Verlag im Königreich Hannover und anschließend in den Preußischen Staaten die Lizenz entzogen. Die Auswirkungen auf Hoffmanns Vita, der sich gerade zu einer festen Anstellung in Breslau hatte durchkämpfen können, waren entsprechend einschneidend und sie ließen sein kurzfristig beruhigtes Curriculum augenblicklich ins Schleudern geraten. Vor solchem Hintergrund nehmen sich Heines unkollegiale Sottisen denn auch besonders häßlich aus, aber die Selbstverteidigung Hoffmanns vor dem Breslauer Universitätsrichter war mit Sicherheit alles andere als „spottschlecht“ und erinnert in ihrer dialektischen Delikatesse durchaus an das Auftreten Brechts vor dem „Kongreßausschuß zur Untersuchung antiamerikanischer Umtriebe“ im Oktober 1947.

Aus den Hoffmannschen Einlassungen unter Protokollpunkt 1: *„Ich habe die bei Hoffmann und Campe zu Hamburg erschienenen ‚Unpolitischen Lieder‘ selbst verfaßt und erkenne dies bis auf die darin enthaltenen Druckfehler an. Letztere kann ich im Augenblick nicht auffinden, werde sie aber speziell angeben, wenn ihr Inhalt der Anlaß einer besonderen Anschuldigung sein sollte.“*

Unter 2: *„Es steht ja auch gar nicht fest, daß der Dichter allemal nur seine eigene Meinung ausspricht, vielmehr spricht er die Stimmung der Zeit aus“*, was sich als Rollenspiel der gehobenen Art dann schon gänzlich mit der Argumentationslinie Brechts überlagert, denn: *„Ich habe versucht, die Gefühle und Gedanken der deutschen Arbeiter auszudrücken, die damals gegen Hitler kämpften.“*

Unter 3 - und da wird es nun noch einmal besonders intrikat und lustig -, *„Ich bemerke jedoch, dass ich diese Gedichte nicht als Professor, sondern als Dichter herausgegeben habe, sodaß hier ein Zusammenhang mit meiner amtlichen Stellung nicht vorliegt, als ich nicht in dem Fach als Dichter angestellt bin.“*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, „Wer immer es ist, den ihr sucht, ich bin es nicht,“ bzw. Dr. Jeckyll erklärt sich in der Verhandlungssache Hyde für unzuständig, nur daß solches Widergängerwesen oft verwickelter ist als es scheint, und was der Altgermanist dem Zeitpoeten an Verantwortung zuzuschieben suchte, diesem erst von jenem eingeflüstert worden war. Das ist nun allerdings interessant bis fluoreszent, und um die Bühne bis in ihre Hintergründe auszuleuchten, bedarf es schon eines kleinen Ausflugs in Heinrich Augusts zwiegeteilten Werdegang als Tendenzliterat und besessenen Antiquarienkundler.

Daß er einmal ein berühmter Dichter werden würde, ist ihm zwar wie anderen seinesgleichen nicht an der Wiege gesungen worden. Auch nicht, daß er den Namen der Ortschaft Fallersleben einmal durch alle deutschen Lande tragen würde. Trotzdem muß er sich schon als Knabe seiner Berufung ziemlich sicher gewesen sein, anders er sich nicht bereits zu seinem neunten Geburtstag eine Selbstbefeierung der folgenden Güteklasse gestattet hätte.

*Am 2. Aprilis ist geboren
Unser Heinerich August
und zu hoher Sangeslust
von den Göttern auserkoren.*

So etwas lassen sich bildungsstolze Eltern meist gern gefallen und sehen keinen Grund, sich vor etwaigen Folgen zu bekreuzigen. Grund, den Himmel anzurufen, gab es für den Vater (Gastwirt, Kaufmann und späteren Bürgermeister der Ortschaft) erst, als der für das Studium der Theologie vorgesehene Sprößling sich aus eigenem Ermessen plötzlich für die klassische Philologie entschied, ein Modefach der Zeit, aber kaum zum Broterwerb geeignet und schon gar nicht zur Erlangung einer festen Anstellung und mit der Aussicht auf eine gesicherte Alterspension.

Es sollte noch schlimmer kommen. Als im August des Jahres 1818 in Göttingen die Semesterferien beginnen, macht sich Hoffmann, der statt über das nötige Sitzfleisch eher über lange, ausgreifende Beine verfügte, auf den Fußweg nach Kassel, um die Bibliothek und das Museum nach philologischen und kunstgeschichtlichen Raritäten zu durchstöbern, und vielleicht sogar, wenn die Hoffnungen nicht zu hoch gegriffen waren, bei den damals bereits zu legendären Dioskuren, der deutschen Altertumskunde aufgeschossenen Grimm-Brüdern vorzusprechen.

Der Ausflug wurde für den seit längerem auch an germanischen Sprachen interessierten Heinrich August zum Damaskuserlebnis. In seinen 1867/68 in Corvey verfaßten Lebenserinnerungen (Aber was heißt hier verfaßt? Die Sache ist ein wunderlich wildes Gemenge aus Tagebuchnotizen, Memorabilien, Zeitungsausschnitten und Wörtercollectaneen) berichtet er mit auch im späteren Rückblick noch eindrucksvoll nachleuchtenden Farben von seiner Begegnung, mit Jacob und Wilhelm Grimm, einem Initiationswunder, das in mehrerlei Hinsicht seine Folgen haben sollte.

Die Schilderung ist eigentlich zu hübsch, um sie nur auszugsweise zum Besten zu geben, trotzdem begnüge ich mich mit dem Schluß, er ist aufschlußreich genug, um den Ruck in Hoffmanns Lebensplanung zu illustrieren und zugleich einen Einblick in die Rolle der Germanistik zur Zeit des Vormärz zu geben. *„Nachdem wir uns eine zeitlang unterhalten, Überreichte ich jedem ein Stammbuchblatt, Jacob schrieb mir:*

*ein ieglich mensch enphat
darnach als ime sein herze stat.*

Wilhelm:

*lere unt meisterschaft sint guot,
swer aber sinnerichen mout
von angeborner tugend hat,
des witze get für allen rat.*

Herzlich dankend und hocherfreut nahm ich Abschied von ihnen beiden. Als ich mit Jacob die Treppe hinabging, erzählte ich ihm, dass ich nach Italien und Griechenland zu reisen beabsichtigte, um dort an Ort und Stelle die Überbleibsel alter Kunst zu studieren. „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“

fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute vom 5. September 1818. Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Literatur- und Kulturgeschichte, und bin ihnen bis auf diesen Augenblick treu geblieben.“

Das Naheliegende: das war nun allerdings ein Zauber-, ein Orakelwort von geradezu sibyllinischer Vieldeutigkeit. In ihren Gründerjahren, heißt nach den napoleonischen Kriegen, hatte die deutsche Philologie sich als sozusagen patriotische Disziplin konstituiert. und umfaßte nahezu alles, was nur irgendwelche nationalen Charaktereigentümlichkeiten erkennen ließ. Darunter fielen das Sammeln von Volksliedern und Volksmärchen sowohl wie deutsche Mythologie und Sagenkunde. Das Ergraben von verschollenen altdeutschen Dichtungsdenkmälern und Rechtsaltertümern wie die Beschäftigung mit deutscher Grammatik und deutscher Namenskunde. Aber auch Dialekt- und Heimatforschung nebst das Erstellen von Sprichwörterlexika fielen mit unter diesen nach allen Seiten ausagabelnden Wissenschaftszweig, und wer sich darauf einließ, konnte fast zwangsläufig gewärtig sein, daß es seine Interessen rettungslos auseinanderriß. Hinzu kam, daß man das, was man als Dokumente einer eigenen Nationalkultur empfand, zunächst einmal an den Quellen aufspüren mußte, was einen Schatzsucher um ein weiteres in die Diaspora führte. Von Jacob Grimms nationalphilologischer Wünschelrute magisch berührt, folgte Hoffmann getreulich dem als Missionsbefehl empfundenen Rat, um von nun an - man kann schon sagen, lebenslang - von einem verheißungsvollen Fundort zum andern zu pilgern, obwohl wir gleich hinzufügen wollen, daß die neu geweckte Jagdleidenschaft seinem reisigen Wesen auf besondere Art entgegenkam.

Hoffmanns Finderglück war allerdings phänomenal, und schon sein Jungfernfund, ein Fragment von Otfried von Weißenburgs „Evangelienharmonie,“ wäre geeignet gewesen, auch altgediente Altgermanisten aus dem Sessel zu reißen.

„Am 08. Januar 1821“ heißt es in der bereits erwähnten Autobiographie, „entdeckte ich in der Bonner Universitätsbibliothek auf dem Inneren der Holzdecken, welche den schlechten Papierhandschriften der ‚Summa Theologia‘ des Thomas de Aquino als Einband dienten, schön beschriebene Pergamentblätter aus Otfrieds Evangelienbuche. Meine Freude war gränzenlos.“

Hier sollte man vielleicht erwähnen, daß Otfried von Weißenburg als reimender Erstling deutscher Zunge gerade bei uns in höchsten Ehren steht, und sei es auch nur weil sich in dem zwischen 863 und 871 entstandenen Versepos zum ersten Mal das Wort „Herz“ auf „Schmerz“ gereimt findet. Kein Wunder also, daß Hoffmann das rare Stück sofort sorgfältig kopierte und es mit einem Anhang versehen zum Druck vorbereitete. Es war seine erste selbständige Veröffentlichung, der er nun auch mit angemessenem Stolz den Herausgebernamen Hoffmann von Fallersleben beifügte, sei es, um sich von anderen literarischen Namensvettern abzuheben, sei es - was mir auch nicht ganz hergeholt scheint - seinen bürgerlichen Namen heraldisch zu überhöhen und sich mit Otfried von Weißenburg oder Walther von der Vogelweide in einer gemeinsamen, die Jahrhunderte überspannenden Nobelnamensriege zu präsentieren.

Das ist nun keine absolut neue Unterstellung, und daß Hoffmann es für nötig befand, sie in einem Scherzgedicht zu entkräften, macht die Sache nur um so verdächtiger. Sie ergänzt sich auch äußerst plausibel mit anderen Zwiespältigkeiten seines Charakters - seinem Adelstuck und seinem Adelsspott, seinem Bedürfnis nach gesicherten ökonomischen Verhältnissen und seinem ahasverischen Ausbruchsverlangen, seinen Kostümierungsmarotten und seiner Vorliebe für volksliedhafte Wesensschlichtheit und sublitterarische Naturgewächse, seiner Neigung zu literarischen

Waffengängen und seinen augenblicklich geweckten Vorbehalten gegenüber den praktischen Folgen, also alles viel Stoff für ein psychologisch grundiertes Charakterbild, in dem dann auch, solche Leitbegriffe wie Einheit, Sammlung und Zusammenhalt eine recht persönliche Tönung annehmen könnten.

Daß er philologisches Forschen weitgehend als Feldstudium betrieb, gehört dabei unbedingt mit zum Kontext, schon weil es neben gewinnenden auch durchaus moderne Züge erkennen läßt. Egal, wie viele Editionsfehler ihm hinternach unterlaufen sein mögen - und die Fachwissenschaft hat sie ihm meist ziemlich rüde angekreidet, ohne seine Verdienste als Entdecker angemessen hervorzuheben - schon daß er der Autopsie (heißt dem Aufsuchen vor Ort) den Vorzug vor bloßer Kompiliertätigkeit einräumte, scheint mir aller Ehren wert und die Liste seiner von ihm so benannten „Findlinge“ schlechterdings imponierend.

Da Hoffmanns Jagdleidenschaft und sein beinahe schon märchenhaftes Finderglück in der Jubiläumsschrift zu seinem 200. Geburtstag bereits mustergültig herausgearbeitet worden sind, möchte ich mich in unseren Zusammenhängen lieber auf ein Nebengleis verlocken lassen, von dem aus sich der Beziehungszauber zwischen Zeitpoesie und Altgermanistik noch einmal von anderer Seite her betrachten läßt.

Neu bemerkenswert für mich immerhin, daß sich die beiden schwervergleichlichen Disziplinen in den Vormärzjahren als besonders strömungsdurchlässig erwiesen und daß zwischen ihnen wiederum der innigste Gedankenaustausch herrschte. Da sich der kulturelle Chauvinismus der Frühgermanistik mittlerweile wohltuend abgekühlt hatte, und es dem liberal gesonnenen Bildungsbürgertum kaum noch darum ging, den unberechenbaren Welschen zu zeigen, was eine deutsche Harke ist, lud sich auch der Begriff einer „poetischen Nationallitteratur“ auf eine bishin unbekannte Weise tagespolitisch auf.

Ich könnte auch sagen, unerwünscht, weil was sich eben noch als Opposition gegen Fremdherrschaft und französische Bildungsprioritäten verstanden hatte, plötzlich neue nationaldemokratische oder nationalliberale Züge anzunehmen begann. Insofern las sich inzwischen schon das Wort „Freiheit“ keineswegs mehr so treudeutsch wie zur Zeit der Befreiungskriege, sondern als Freiheitsbegehren. Auch das öffentliche Vereinswesen, dessen völkischer Knastergeruch nicht nur Heine auf seiner pariser Außenstation besonders penetrant in die Nase gestiegen war, nahm wie von ungefähr irritierend neue Tönungen an, im Zweifelsfall schwarz-rot-goldene, was schon gar nicht mehr sein durfte und der Gesinnungspolizei Eingriffe his in die intimste Privatsphäre eröffnete.

In der Vorrede Hoffmanns zu seiner Verssammlung „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit“ zeigen sich die Wortinhalte aller eben noch eindeutig chauvinistisch besetzten Begriffe denn auch wie von Geisterhand umgewandelt und so abseitige Beschäftigungsgegenstände wie die deutsche Altgermanistik zu einer stachligen Frontlinie gegen das Ancien Regime ausgezogen. „*Studieret die Denkmäler unserer altdeutschen Sprache!*“, heißt es dort, und „*Ihr werdet bald finden, welch eine schlechte Stütze für den Feudalismus, den Kastengeist, das Pfaffentum, die Volksbevormundung, die Philisterei des geselligen Verkehrs, den Gedanken- und Gewissenszwang.*“ Und wie das Leitmotiv eines republikanischen Kulturkatechismus fügt er jedem in den Zeugenstand gerufenen Dichternamen (egal, ob Walther, Luther, Fischart oder Moser) das entsprechende Verdimian hinzu: „*Aber es gab niemals in Deutschland eine heutige Censur und Polizei*“.

So also Hoffmann im Jahre 1842, aber ganz so weit sind wir noch nicht. Vorher sollte sich nämlich noch einmal die Göttinger Geminatio, sollten Jacob und Wilhelm

Grimm sich als Schicksalswender in Hoffmanns Leben erweisen. Als der König von Hannover Ernst August II. das verfassungsgebende Staatsgesetz von 1833 selbstherrlich suspendiert und die Ständevertretung aufgelöst hatte, protestierten sieben Göttinger Professoren gegen diesen offenkundigen Verfassungsbruch, mit dem Ergebnis, dass sie ihres Amtes enthoben und außer Landes verwiesen wurden.

„Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben,“ ließ sich Jacob vom hessischen Kassel aus vernehmen, eine aufreizende Reprise, die ihrem getreuen Anhänger Hoffmann augenblicklich die rote Tinte, bzw. schwarze Galle in die Feder schießen ließ.

*Knüppel aus dem Sack
Dezember 1837*

*Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte nur bei Tag und Nacht,
Nur: Knüppel aus dem Sack!*

*Dann braucht ich weder
Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dein Sack!
Ich wär ein Sieger; wär ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack.!*

*Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt ich selbst recht lustig sein,
So ließ ich tanzen groß und klein
Beim: Knüppel aus dein Sack!*

*O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einzigen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn Unterlaß:
Frisch! Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!*

Wer die Gemeinten waren einerseits und andererseits, war kein besonders schwieriges Suchrätsel. Das Märchen vom „Knüppel aus dem Sack“ war jedem Handwerksburschen aus den Grimmschen „Kinder und Hausmärchen“ bekannt und den Rest konnte man sich mühelos zusammenreimen. „Die Göttinger Geschichten und der ‚Knüppel aus dem Sack‘ verwachsen miteinander zu einer ‚Poesie des Grimms‘“ sollte der Verfasser nur wenig später an Wilhelm schreiben, und nicht ohne Sinn für

satirische Dopplereffekte setzte er das durchsichtige Vexierstück an den Anfang seiner sogenannten „Unpolitischen.“

Von nun an spielte Hoffmann ein ziemlich riskantes und letzten Endes verfängliches Doppelspiel. Während sein Alter Ego weiter fleißig alten Handschriften nachstellte, Studenten- und Volkslieder sammelte, Minnesangsstudien betrieb, Vorlesungen über schlesische Barockdichter abhielt und vor allem seinen mittelniederländischen Passionen nachging, überließ sich sein poetischer Widergänger freimütig seinen neu geweckten politischen Leidenschaften. Unterschätzen wir seine eingängigen Spottverse dabei bitte nicht unter Gebühr. Manches war Tageskost. Auf den Augenblick gemünzt und für den schnellen Durchgangsverkehr bestimmt. Manches mag sich auch nolens volens im Pfeifenqualm bloßer Philistersatire aufgelöst haben, und natürlich, wenn man einen Heine oder auch Herwegh dagegenhält, kann unser simplizianischer Volksfreund vermutlich nicht mithalten. Aber man kann die gesamte Vormärzliteratur ja auch nicht ewig nur durch die Heinebrille betrachten, anders wir uns nicht bloß von Platen und Börne verabschieden, sondern von dem halben „Jungen Deutschland“ trennen müßten, was mir reichlich ungerecht schiene. Immerhin hatte Hoffmann seinen eigenen weit ausgezogenen und soziologisch reich gefächerten Wirkungskreis, und was seinem Rapidstift vielleicht an letzter Delikatesse abging, wurde durch das enorme Fortpflanzungs- und Vereinnahmungsvermögen seiner Verse hinreichend wettgemacht.

Zum Verhängnis geworden ist ihm vermutlich gerade dies. Wo andere Vormärzdichter vielleicht schärfer formulierten, tiefer blickten, auch die Klassenfragen der Zeit präziser auf einen kritischen Nenner brachten, stachen die Hoffmanngedichte den Aufsichtsbehörden gerade durch ihre schlichte Einprägsamkeit ins Auge. Ihr geselliges und zum Mitgesang einladendes Wesen erklärt denn freilich auch, daß Hoffmann sich nach seiner Amtsenthebung und auf seiner jahrzehntelangen Flucht vor den staatlichen Kontroll- und Zensurbehörden um gute Gesellschaft niemals sorgen mußte. Wo er gejagt, verfolgt und ausgewiesen wurde, konnte er fast an jedem Zufluchtsort gewiß sein, von Studentenvereinigungen, Turnerbänden und Liedertafeln mit Toasts befeiert zu werden. Wo er sich unter Tarnnamen durchschlagen mußte und seine Bücher nur unter Deckadressen publiziert werden konnten („Schwefeläther - Gedruckt bei Michel und Sohn in Freisingen“ scheint mir eine besonders hübsche Mystifikation) fanden sich immer noch genügend freisinnige und dito freigebige Bürger, die den Verfasser von „Deutschland Deutschland“ und „Kuckuck Kuckuck ruft's aus dem Wald“ einfach nicht verkommen lassen konnten. Und, seltsam, wohin es ihn verschlug, waren ihm seine „Unpolitischen“ bereits vorausgeeilt und warteten nur darauf, von ihrem Dichter persönlich vorgetragen zu werden.

Es ist hier vielleicht der Punkt, daß wir doch einmal rückfragen müßten, was einen Preispatron wie Hoffmann von Fallersleben mit dem in seinem Namen Geehrten verbindet. Letzterer ist allerdings niemals verfolgt und seiner deutsch-deutschen Aktivitäten wegen in Haft genommen, sondern nur vom Verfassungsschutz und den ostdeutschen Sicherheitsorganen immer , hochinteressiert begleitet worden. Er hat sich seiner grenzübergreifenden Ansichten wegen nie einen Landesverweis eingehandelt und sich nur jahrzehntelang die Bemerkung, „*dann geh doch nach drüben*“ gefallen lassen müssen, womit sich gemütlich leben ließ. Er hat seine Universitätslaufbahn zwar vorzeitig abbrechen müssen, weil er sich mit einigen nazistisch belasteten Ordinarien angelegt hatte, was ihm zeitweilig wie eine Existenzvernichtung vorkam, aber er ist dann doch gnädig von einem liberalen Verlagshaus aufgefangen worden und gerade seiner zeitkritischen Gedichte wegen

auf viele Bühnen und in viele Vortragssäle gebeten. Trotzdem lassen sich bei näherer Betrachtung vielleicht doch ein paar wesensverwandte Züge erkennen, und Ihr Eintrittsbillet hat sie dankenswerterweise durch die Gegenüberstellung zweier Einheitsgedichte anschaulich zur Kenntnis gebracht.

2. September 1873

*Viele Feinde sind erlegen,
Seit das Vaterland geeint,
Und es wär ein Gottessegen,
wären wir uns selbst nicht feind.
Freiheit von den fremden Ketten
Mag uns schon gelungen sein;
von den eignen uns zu retten
Fällt uns immer noch nicht ein.*

August Heinrich Hoffmann
von Fallersleben

*Einheitslied zum Fertigsingen
Melodie: <Ich will euch singen und will nicht lügen>*

*Ich will euch erzählen und ich will auch nicht lügen:
Ich sah mal zwei Verliebte sich kriegen
die Deutschen und die Deutschen.
Sie hatten nur eines nicht richtig bedacht,
die Fehlleistungen, die Freudschen,
Heidideldumdei.*

*Denn als ein Jahr vergangen war,
da schlug bereits das Posthistoire
für ihre historische Neuheit -
weil ohne die nötige Gleichheit zerfällt
die Einheit in Freiheit zur Zweiheit,
Zweidideldumzwei.*

...

Peter Rühmkorf

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich möchte den verwunderlichen Übereinklang zweier Seelen - verwunderlich vor allem für mich, der ich diese späten Verse Hoffmanns gar nicht kannte - nur eine kleine private Notiz hinzufügen. Daß ich mich nämlich entgegen den wechselnden Strömungen der Zeit immer gern einen linken Patrioten genannt hatte, was dann oft ein gewisses Befremden auslöste, weil die soziale und die nationale Frage - verständlicher Belastungen wegen - bei uns nie ernsthaft als zusammenhängender Komplex erörtert worden sind. Die Diskussion steht auch heute noch aus, weshalb wir wohl noch eine Weile mit dieser Kompromißgeburt aus Freiheit und Ungleichheit leben müssen, aber wer weiß, vielleicht sind das nur noch antiquarische Bedenken, und was auf uns zukommt, ist der globale Totalisator, der Begriffe wie Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ersatzlos aus der Arena fegt.

Poetologisch erwähnenswert scheint mir allenfalls noch eine Kleinigkeit. Daß ich mein „Einheitslied zum Fertigsingen“ in einer Zeit geschrieben habe, als mir umständehalber immer klarer geworden war, daß ein Zuviel an dichterischem Feinsinn den politischen Wirkungsabsichten nicht gerade förderlich sei und man allgemein bewegende Zweifelsfragen lieber etwas einfacher angehen solle. Beispielsweise einfach wie Hoffmann. Einfach und schlicht wie Hoffmann von Fallersleben, der seinen Zeitgedichten gern populäre Liedweisen unterlegt hatte, in der Hoffnung, daß die Flügel des Gesanges ihnen vielleicht etwas schneller voranhelfen könnten. Daß solche Hoffnungen in meinem Fall trügerisch waren, kann und will ich Ihnen nicht vorenthalten. Selbst ein in meiner Kinderzeit noch weithin bekanntes Scherzlied wie „Ich will euch singen und will nicht lügen“ hat sich längst aus dem kollektiven Gedächtnis verloren, aber egal, wer es öffentlich zu Musikbegleitung vorträgt, kann zumindest mit gewissen Überraschungseffekten rechnen.

Ähnlich überraschend die Reaktionen, als ich vor noch nicht gar zu langer Zeit unserer verstiegenen Gegenwartsliteratur die Leviten gelesen und wie von ungefähr den Namen Hoffmann von Fallersleben hatte einfließen lassen. Freilich hatte ich mit diesem Weckruf - dem ich möglicherweise sogar diese heutige Ehrung verdanke - weniger seine zahllosen Widmungs- und Liebesgedichte gemeint und schon gar nicht jenes kriegsbeschädigte Fragment, das sich aus unserer jüngeren Nationalgeschichte gerade noch mit Steißbruch als Bundeshymne hatte retten lassen. Eher hatte ich vergleichsweise unscheinbare Dinge im Sinn gehabt. Bemerkenswert unangestregte und im Einzelnen so federleicht, daß es fast nur eines Windhauchs bedarf, sie über Land und in alle Ohren zu tragen.

Sie haben sich im Verlauf ihrer nun schon hundertfünfzig Jahre langen Verbreitungsgeschichte sogar so weit von jedem Gedanken an Kunstproduktion und dichterisches Privateigentum getrennt, daß uns zu ihrem Wortlaut gerade noch die Melodie, aber kaum noch der Name eines Verfassers einfällt. Das mag ungerecht scheinen, meine Lieben, aber für poetische Eingebungen, die als Volkslieder gedacht waren und es dann auch wirklich und wahrhaftig geworden sind, ist es fast so etwas wie ein insgeheimer Gottesbeweis.

Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen. Wenn Gottfried Benn in seinen „Problemen der Lyrik“ von jenen „*sechs bis acht vollendeten Gedichten*“ spricht, die sich am Ende eines entsagungsvollen Lebens schließlich als Ernte betrachten und der Nachwelt als sozusagen „hinterlassungsfähige Gedichte“ präsentieren ließen, brauchen sich Hoffmanns Kinderlieder auch vor solchem Anspruch keineswegs verkriechen. Ich zähle sie Ihnen auszugsweise und der Bequemlichkeit halber in alphabetischer Reihenfolge auf, Sie können ja „Halt“ schreien, wenn es Ihnen zu viel wird oder wenn Sie meinen, dass sie Ihrem Qualitätsbegriff nicht mehr genügen.

Also

1. „Abend wird es wieder über Wald und Feld“
 2. „Alle Vögel sind schon da“
 3. „Als unser Mops ein Möpschen war“
 4. „Auf unserer Wiese gehet was“
 5. „Der Kuckuck und der Esel / die hatten einen Streit“
 6. „Ein Männlein steht im Walde“
 7. „Eine kleine Geige möcht ich haben“
- und schließlich achtens und letztens:
„Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald.“

Achtens und Letztens? Aber nein, aber halt, bzw. weiter, immer weiter, denn „*Morgen kommt der Weihnachtsmann*“ zählt doch ganz gewiß noch zum Kanon.

Und „*O, wie ist es kalt geworden*“ und „*Winter ade, / Scheiden tut weh*“ nicht minder. Und das unvergänglich-vergeßliche „*Summ summ summ, / Bienchen summ herum*“ schon gar, und „*Wer hat die schönsten Schäfchen?*“ doch wohl auch noch, also da kommt schon eine ganze Menge zusammen, und wenn Hugo von Trimberg über Walther von der Vogelweide sagte: „*Her Walther von der Vogelweide / Swer des vergeze, der tête mir leide*“, füge ich mich hier gern mit einem Gelegenheitswidmelchen aus meiner so betitelten „*Wischlappenlyrik*“ an:

„Heinrich Hoffmann Fiedelstrich kommt mit seinen Gaben..

Solche Verse möchte ich schon gedichtet haben.“

Aber Vorsicht, manche Dinge gehen heute nicht mehr derart leicht von der Hand wie vielleicht manche Luftikusse meinen, denn:

Kurz

Kürzer

am kürzesten

es wird immer mehrer:

Leicht

leichter

am leichtesten

es wird immer schwerer.